

Buchbesprechung

Ihr macht uns die Kirche kaputt

Stefan Federbusch ofm

Daniel Bogner, Professor für Moraltheologie in Fribourg (Schweiz) sieht die Zukunft der Kirche in Deutschland alles andere als optimistisch. Seine Sorge ist, „dass die Kirche reichlich unspektakulär scheitern wird. Sang- und klanglos, könnte man sagen. Der Ecclesit... wird kein lauter sein, kein großes Zeichen, kein Fanal, das den Aufbruch in eine neue Zeit ankündigt. Die Kirche wird sich *peu à peu* verabschieden – als ernst zu nehmende Gesprächspartnerin in den wichtigen Debatten der Gesellschaft, als die breit aufgestellte Instanz für Sinnsuche und spirituelle Praxis und auch als moralische Autorität“ (132-133). Der Fokus der letzten Kirchentreuen sei darauf gerichtet, „in der Ruinenlandschaft der ehemaligen Volkskirche hier und da noch ein Lagerfeuer zu finden, an dem man sich wärmen kann“ (127). Wahrlich keine verheißungsvolle Perspektive und doch schreibt er diese „Streitschrift“, weil ihn die nachkonziliare Kirche geprägt hat und am Herzen liegt. Er benennt die Missstände, „um den Verrat der Sachwalter am eigenen Anliegen zu benennen“ (136).

Die katholische Kirche (in Deutschland) steckt bekanntlich in einer Krise. „Etwas ist zerbrochen und dieses Etwas lässt sich an der Missbrauchskrise festmachen. Ich nenne es das >Hintergrundvertrauen<“ (10). Die Menschen haben das Vertrauen in die Institution Kirche verloren. „Dieses Buch spürt den Ursachen für die >toxische< Gestalt der Kirche nach, die mit dem Missbrauchsskandal sichtbar wurde. Die zentrale Frage lautet: Was ist schuld daran, dass die Kirche sich für so viele so <vergiftet< anfühlt?“ (12). Der Theologe Bogner möchte mit dem Titel eine ganz bestimmte Perspektive einnehmen, nämlich „die Blickrichtung derjenigen, die wirklich etwas zu verlieren haben in der gegenwärtigen Krise“ und das sind „die Kirchenmitglieder, die – aus welchen Gründen auch immer – bis heute dabeigeblichen sind und zu denen auch ich selbst mich zähle“ (13).

„Das Genre dieses Buches ist Kritik“. Laut Bogner bedarf es zunächst einer gründlichen Analyse und Diagnose. „Die Kritik ist deshalb so fundamental, weil es mich beschäftigt, welche Art von Kirche meine Kinder heute und morgen erleben können, um ihren Glauben zu entwickeln... Sie fragen mich heute schon: Was tust du als Theologe, damit es anders wird. Ich muss für das kämpfen, was mir wichtig ist – auch in der Kirche“ (17). Es ist also eine Kritik von innen, aus der Mitte der Kirche heraus.

Bogner fordert eine „kirchliche Verfassungsdiskussion“ ein, da die Kirche nicht nur ein „Lehrkörper“, sondern auch ein „Sozialkörper“ ist. Für ihn sind Verfassungsfragen Existenzfragen und somit das Fundament für alles andere, was an Kirchenreformen Notwendig ist. In ihrer Struktur gestaltet sich Kirche (noch immer) als absolutistische Monarchie, da sie keine Gewaltenteilung kennt. Im Gegensatz zum demokratischen Staat liegen in der Person des Bischofs Legislative, Exekutive und Judikative in einer Hand. In der Kirche kommt die „*sacra potestas*“ von oben, nicht vom unten. Es mangelt daher an Kontrolle. Bogner kritisiert das Kirchenrecht als „*Top-down-Recht*“ (statt *Bottom-up-Recht*), dem es an der demokratischen Selbstverständlichkeit der Menschenwürde für alle fehlt. Zwar werde die Menschenwürde in Predigten häufig beschworen, sie ist aber nicht „wie das beim neuzeitlichen Verfassungsstaat der Fall ist – als Kriterium einer gleichen Freiheit aller Kirchenmitglieder zum bindenden Rechtsmaßstab erhoben worden“ (28). Der Verfasser folgert daraus: „1. Aus der absolutistischen Monarchie der Kirche muss eine religiöse Demokratie werden. 2. Souverän, das heißt der wichtigste Träger von Rechten der

Kirche, dürfen allein die getauften Christinnen und Christen sein, die des <priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi teilhaftig sind>, wie es das kanonische Recht bereits heute sagt (CIC, Can. 204). 3. Institutionelle Regelungen und das Amt der Kirche sind nicht Zweck an sich, sondern dienen dem, wofür die Kirche da ist“ (30-33).

Bogner bemängelt den falschen Ansatz des Kirchenrechts, das nicht bei der einzelnen Person und ihrer unveräußerlichen Würde ansetze, sondern beim Daseinszweck der Institution Kirche. Es komme zu einer Spaltung, da die Gläubigen aus dem weltlichen Recht andere Maßstäbe gewohnt sind, einer Kluft zwischen der rechtlichen Struktur der Kirche und der pastoralen Praxis. Der Autor nennt dies den Algorithmus Moral sticht Recht. „Damit ist gemeint, dass sich beim verantwortlichen Personal in der Kirche eine Haltung etabliert hat, welche der inneren Einstellung gegenüber den rechtlich-dogmatischen Satzungen und Normen von vornherein den Vorzug gibt“ (40). Dieser Vorrang sei für den (persönlichen) Glauben prinzipiell richtig, legitimiere aber nicht das institutionelle Handeln. Rechte Absicht und guter Wille allein reichten hier nicht aus (siehe die Reaktion der Bischöfe im Missbrauchsskandal), es brauche verbindliche, transparente und für alle nachvollziehbare Regeln. Es brauche Kontrolle, Kompetenz und Rechenschaftspflicht. Bogner wirft den Amtsträgern vor, sich auf die Ebene der Glaubenssubjektivität zu flüchten, da das Funktionsregime seit Jahrhunderten nicht weiterentwickelt wurde und unserer Zeit unangemessen sei (vgl. 45). Allzu schnell sei in spiritueller Vernebelung vom hl. Geist die Rede, was dazu verleite, „sehr konkrete Interessenslagen unter einer theologisch klingenden Rhetorik zu verbergen und eine viel näher liegende Aufgabe beiseitezuschieben“ (56). „Die Problematik ist nicht personell, sondern strukturell. Nicht an Bischöfen mit einem guten Herzen fehlt es, sondern an guten Strukturen“ (50). Der Algorithmus Moral sticht Recht helfe nur im Innenbereich des Glaubens, in Spiritualität, Seelsorge und Frömmigkeit. „Sobald eine Frage die soziale Gemeinschaft - und sei es die religiöse - betrifft, braucht es das Recht“ (50). Die Kirche leiste sich einen „fulminanten Anachronismus“ (106), indem sie geistlich-pastorale und organisationelle Führungsrollen vermenge. Nicht zuletzt mit Blick auf den Missbrauchsskandal ist die Folge: „In der Institution Kirche haben sich eine Machtpraxis und ein Machtverständnis etabliert, die dazu führen, dieser Verantwortung nicht ausreichend gerecht zu werden“ (109).

Kirche unterliegt selbst dem sozialen Wandel. Es sei daher fatal, wenn sie sich auf einen ganz bestimmten Ausschnitt ihrer Geschichte als alleinigen Maßstab für die Rechtgläubigkeit festlegt. Bogner sieht hierin den innerkirchlichen Atheismus, nicht etwa in dem Vorwurf einer modernistischen Anpassung wie er beispielsweise von Kardinal Müller kommt (vgl. 57).

Das Grundproblem konstatiert der Verfasser darin, dass die Zuordnung zwischen der kirchlichen Institution und ihren Mitgliedern schwer gestört ist (vgl. 65). Im Sinne der Selbstwirksamkeit (Hartmut Rosa) möchten sich die Gläubigen einbringen und Veränderungsprozesse gestalten, doch ist dies nicht vorgesehen. „Das Drama der Kirche besteht nun darin, dass es für Reform, Protest und Erneuerung keine verlässlichen Strukturen und Verfahren gibt...“ (63). Aus kirchenrechtlicher Sicht bleibt nur die Bitte, der Appell ans Einsehen jener, die Handlungsmacht innehaben.

Dies betrifft beispielsweise die Frauenfrage, der Bogner ein eigenes Kapitel widmet. Noch immer wird in biologistischer Verengung ein einziges Kriterium Jesu, seine geschlechtliche Identität als Mann, als Ausschlusskriterium für Frauen vom Amt des Priestertums gesehen. „Wer sich kirchlich für die Ämterfrage engagiert, manövriert sich mit diesem Engagement in eine handlungstheoretische Sackgasse“ (79). Bogner kommt zu dem Schluss. „Wer sie [die Kirche] verändern will, muss sie eigentlich aus den Angeln heben“ (81). Von daher nützten auch die „Strategie der kleinen Schritte“ und „Der Spatz in der Hand“ wenig, weil sie das Problem nicht lösen. Wer sich beispielsweise mit einem Diakoninnenamt für Frauen jenseits des dreigliedrigen Weiheamtes abspeisen lasse, verfestige eher die Situation. Dies gelte letztlich

auch für die Ämter der Gemeindeferentinnen und PastoralreferentInnen, die zumindest indirekt eine Zwei-Klassen-Gesellschaft fördern und das System stabilisieren (vgl. 86). Aktuell sei eine gewisse Klerikalisierung der Laien zu beobachten, denen notgedrungen Aufgaben zugestanden werden, die bislang Priestern vorbehalten waren wie Beerdigungen und Taufen. Dadurch kommt es aber zunehmend zu einer Unklarheit in den verschiedenen Berufsrollen. Zu prüfen ist also, in welche Fallen Reformbemühungen allzu leicht tappen, um „ein Ende der klerikalen Monokultur“ zu bewirken.

Einer solchen Gefahr sieht der Autor auch die „Synodalität“ ausgesetzt, die als Containerwort je nach Standpunkt ganz Unterschiedliches beinhaltet und daher häufig als bloße „Nebelkerze“ diene. Bislang führten viele synodale Gesprächsprozesse nur zu Enttäuschungen. „Eine dringende Empfehlung lautet deshalb: Sprechen wir nicht länger von <Synodalität>, bis nicht verbrieft strukturelle Veränderungen erwirkt sind“ (98).

Wenn es nach Bogner weder zum Kollaps noch zur Revolution noch zum Shutdown der Kirche kommt, was aber dann angesichts ihrer monarchischen Verfassung, ihrer Rechtsvergessenheit, ausbleibenden Selbstreinigung und dem systemischen Versagen der Kirchenleitungen? Die Lösung liegt für ihn auf jeden Fall nicht darin, Geist und Strukturen auseinander zu dividieren und Kirchenreformer und Kirchenerneuerer gegeneinander auszuspielen. Letztere setzen auf „die Sache selbst“, die Stärkung des Glaubens an Jesus Christus, wie im so genannten *Mission Manifest* deutlich wird. Der Inhalt könne jedoch nicht ohne Rahmen und Strukturen existieren. „Sich für bessere Strukturen einzusetzen ist deshalb auch wahrhaft >missionarisch< - bemüht darum, die Sache Jesu für die Menschen heute erlebbar werden zu lassen“ (138). Bogner schlägt einen Generalstreik von Pastoral- und Gemeindeassistentinnen vor oder einen begrenzten Ausstand von Gemeindepfarrern, um gegen die immer größer werdenden Strukturen zu protestieren.

An konkreten Veränderungen erwartet er von den Bischöfen, „Macht in Verantwortung“ umzumünzen, in dem sie einen „kirchlichen Verfassungsprozess“ einleiten. Zumindest sollten die reformwilligen Bischöfe vorgehen. Anmerkung: zumindest in punkto kirchliche Verwaltungsgerichtsbarkeit scheint sich dies abzuzeichnen. Den Laien schlägt er eine Reform des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken (ZdK) vor, da seine Zusammensetzung nach dem Modell der ständischen Gesellschaft (des 19. Jh.) nicht den Prinzipien demokratischer Repräsentation entspricht. Es sollte zu einem echten Kirchenparlament umgestaltet werden. Auch bedarf es einer alternativen Finanzierung, um sich aus der Abhängigkeit der DBK zu lösen, etwa durch eine Direktzuweisung von Kirchensteuermitteln. Die staatliche Politik sieht Bogner in der Pflicht, einen genaueren Blick in das Innere der Religionsgemeinschaften zu werfen, um auch dort die Einhaltung der Menschenrechte einzufordern. Weitere Diskussionspunkte sind der Einzug der Kirchensteuer durch den Staat oder die Ablösung der Dotationen.

Für den Bereich Sexualmoral gelte es, die engmaschige Moral sexueller Handlungsweisen aufzugeben zugunsten einer Beziehungsethik mit den Schwerpunkten Liebe, Respekt, Toleranz und Fürsorge (vgl. 150). Homosexualität sei als natürliche Form sexueller Identität zu begreifen.

Abschließend greift Bogner den Verweis der Reformgegner auf, dass es dies alles in der evangelischen Kirche gebe und es dort nicht besser sei. Dies bedeutet für ihn, Äpfel mit Birnen vergleichen, eine andere Kirche schlechtzureden, es sei übergriffig und denkerisch zu kurz gesprungen. Eine Erweiterung des Amtes auf Frauen beispielsweise müsse kulturell eingepasst werden und wäre nicht einfach im Stile eines *Copy-and-paste* eine Protestantisierung des Katholischen (vgl. 154). Einem an die Wand gemalten Schisma hält er entgegen, dass die Güterabwägung zwischen den Polen „Einheit bewahren“ und „Veränderungen wagen“ angesichts der Missbrauchskrise zugunsten des letzteren zu erfolgen habe. Es braucht ein offenes System von Kirche, in der Macht geschlechtergerecht ausgeübt, das Fehlverhalten

von Amtsträgern strikt sanktioniert wird und die ihre Regeln nach den Kriterien von Menschenwürde und Menschenrechten gestaltet. Die Gegner von Reformen werfen den Reformwilligen einen „Missbrauch des Missbrauchs“ vor, eine Instrumentalisierung für ihre Anliegen, doch es gilt, „dafür Sorge zu tragen, dass solches in Zukunft weniger wahrscheinlich wird“ (157).

Festzuhalten bleibt: „Wo Kirchenleitungen ihrer Verpflichtung nicht nachkommen, wirklich zu reformieren, statt immerzu nur von ihren Reformabsichten zu sprechen, werden sie schuldig am eigenen Kircheng Volk, an den Gläubigen“ (116). Und so endet Bogner mit der Frage: „Wird das so oft beschworene >Volk Gottes< seine Rolle annehmen und sich bei allen Risiken und Gefahren seine Kirche zurückholen? Es ist eine offene Frage“ (158).

Das leidenschaftliche und gut lesbare Plädoyer eines Betroffenen legt den Finger in die Wunden und benennt glasklar die Herausforderungen, vor denen Kirche steht, will sie den Zug der Zeit nicht völlig verpassen und damit ihren Auftrag für die Menschen von heute verspielen. Eine fundierte Analyse mit konkreten Lösungsvorschlägen und somit ein wichtiger Beitrag in der derzeitigen Krisensituation der Kirche! Der in Kürze beginnende „Synodale Weg“ wird zeigen, ob die von Bogner angemahnten strukturellen Veränderungsprozesse eine Chance haben oder nicht. Möglicherweise ist es die letzte, die die Kirchenleitungen nicht verspielen sollten!

Autor

Dr. theol. Daniel Bogner, geb. 1972, Studium der Theologie, Philosophie und Politikwissenschaft. Seit 2014 Professor für Moraltheologie in Fribourg/CH, daneben Vortragstätigkeit und Redaktionsmitglied des theologischen Debattenportals feinschwarzu.net. Verheiratet und Vater dreier Kinder.



Bibliografie

Daniel Bogner
Ihr macht uns die Kirche kaputt
... doch wir lassen das nicht zu!
160 S.
Herder-Verlag, Freiburg i. Br. 2019
ISBN 978-3-451-39030-2
Preis: 16,- Euro